

„Reporter müssen menschlicher werden!“

Warum Blogger an die Ursprünge des Erzählens erinnern und gutes Zuhören aktives Zuhören ist: Ariel Hauptmeier über die Nieman-Konferenz 2008

Von Ariel Hauptmeier

Von den vielen, vielen Sätzen, die ich auf dieser Konferenz gehört habe, ist einer bei mir hängen geblieben: der Ausdruck „reporting in its natural state“, man könnte auch sagen: „natural storytelling“.

Josh Benton hat ihn verwendet, ein junger, unrasierter Reporter im Seemannspullover, angestellt bei den „Dallas Morning News“ und zudem leidenschaftlicher Blogger (www.crabwalk.com, www.joshuabenton.com). Sein Thema war „Blogging for Story“, möglich, dass sein Vortrag der kurzweiligste der Nieman Konferenz war.

Seine These: Blogs und „Narratives“ (also das, was wir im Deutschen „Reportagen“ nennen) sind nicht Feinde, sondern Verbündete. Der klassische Journalismus sauge jedes Leben aus der Wirklichkeit, gute Blogger und gute Reporter hingegen bildeten dieses Leben ab. Der Blogger auf seine spontane, ungeformte, anarchische, sekundenschnelle Art, der Reporter mittels aufwändiger Recherche und elaborierter Erzähltechniken. Beiden gehe es um Menschen, nicht um Quellen, um Dramen, Gefühle, um den „sense of place“, beiden geht es nicht um die Konvention, sondern um das, was wirklich passiert ist.

Ausführlich hat Benton James Fenton zitiert, den berühmten britischen Reporter und Poeten, berühmt geworden mit seiner Reportage „The Fall of Saigon“, in der er schildert, was geschah, nachdem die Amerikaner und die Reporter 1975 geflohen waren vor den anrückenden Nordvietnamesen. In der Einleitung zu seiner Reportagesammlung „All the Wrong Places“ schreibt James Fenton:

„We should return to reporting. By reporting I mean something that predates journalism. Those ‚narratives‘ of previous centuries, which found publication as pamphlets or in magazines, often had their origin in some natural, functional activity. An English merchant in Lisbon writes to his mother to tell her of his experiences in the earthquake. A member of a missionary society reports to his London office with an account of the macabre and piteous deaths of two of his fellows. A ship’s captain gives an account of a remarkable, hazardous voyage.

In these examples, the mother wants the news because she is a mother. The missionary society needs the details, maybe edifying, of its members’ last moments. The owners of the ship need to know what happened to their investment, and why.

This is reporting in its natural state.

Journalism becomes unnatural when it strays to far from such origins. It is quite astonishing to me how much interesting material is jettisoned by newspaper reporters because they know they will not be able to write it up, because to do so would imply they had been present at the events they are describing. And not only present – alive, conscious and with a point of view. On a trip through the sub-Sahara I shared a vehicle with an American reporter who wasn’t enjoying himself at all. It was a rough journey and at one point, alarmingly, we broke down. I remember my companion banging his head against the seat of the car and groaning: ‚We’re fucked, we’re fucked.‘

Weeks later I saw what he had written about the trip, and was amused to see that his only personal appearance was under the rubric ‚a Western Observer‘. Under the rules of his newspaper, he was not allowed to say: I saw this, or I did that, or: At this moment I really believed we were all finished.‘

But the rules under which he was working were invented, decades ago, by horrible old men obsessed with the idea of stamping out good writing. And the horrible old men passed on their skills to a series of young men who would never have become horrible without training, and these guys proceeded to attempt to make life as horrible as possible for us.“

In dieser Erzähltradition sieht sich Josh Benton, der Reporter, der Blogger. Vor Jahren habe er ein Stipendium gewonnen, um über Aids in Zambia zu berichten. Das habe er brav gemacht. In den Zambia-Aids-Geschichten habe exakt das gestanden, was der Leser erwartete und im Grund bereits wusste, geschildert nach den Regeln der Zunft; diese Reportagen seien lange und wohl auch zu Recht vergessen.

Sein Blog www.zambiastories.com hingegen, in dem er seinen Aufenthalt so geschildert habe, wie er war, all die merkwürdigen Begegnungen und Beobachtungen so einer Reise, werde bis heute gelesen, und bis erreichten ihn Mails von Lesern, die lobten, wie sehr sie Zambia wiederfänden in dem dort Geschilderten.

Eine Geschichte in der Zeitung erzählen, wie wir sie einem Freund am Lagerfeuer erzählen, warum sei das so selten? Blogger (und gute Reporter), sagte Benton, „sind wiedererkennbare Menschen, keine leblosen Journalisten-Zombies, die alle Gefühle, alle Standpunkte verstecken hinter Seriosität und Konvention.“ Zeitungen könnten nur dann wieder leben, nur dann überleben, wenn die künstliche Trennung zwischen Mensch und Reporter aufgehoben würde.

Die Hauptaufgabe also sei: „To make reporters more human.“

--- schnipp ---

Es hat Streit gegeben unter den Organisatoren der Nieman-Konferenz, war zu hören. Woraufhin Mark Kramer, der Begründer des größten Reporter-Treffens der USA, seinen Hut genommen habe. Offenbar ging es um die Frage, ob man die Digitalen Medien einbeziehen oder sich weiterhin vom Leib halten solle. Kramers These: Das Internet sei der Feind, es bedrohe Zeitungen und Magazine, man könne diese aber durch mehr „narratives“ retten. Kramer wollte die Konferenz weiter ausschließlich der großen Reportage, dem glänzend erzählten Sachbuch widmen. Er hat sich nicht durchsetzen können und ist (wurde?) gegangen. An dieser Stelle ein kleiner Exkurs: Wie ist die Nieman-Konferenz entstanden? Ich zitiere aus dem Artikel „Das Humane zum Vorschein bringen“, den Marcus Weber 2006 in der Zeitschrift „message“ veröffentlicht hat:

„ ‚Aboard the Narrative Train‘ - so hieß die Konferenz, zu der Mark Kramer vor neun Jahren einlud. Kramer brachte den ‚Erzählzug‘ an der Boston University ins Rollen, wo er Professor für Journalismus und ‚Writer-In-Residence‘ war. Der Journalist hatte sich mit seinen Büchern über die amerikanische Landwirtschaft (‚Three Farms: Making Milk, Meat and Money from the American Soil‘, 1980) und die Arbeit zweier Ärzte (‚Invasive Procedures: a year in the world of two surgeons‘, 1982) bereits einen Namen gemacht und in die Reihe der erzählenden Journalisten geschrieben.

Dem heute 62-Jährigen ging es um einen ‚Fusion-Event‘, bei dem sich Zeitungsreporter mit Radiomachern, Dokumentarfilmern, Sozialwissenschaftlern und Schriftstellern zu einem Erfahrungsaustausch treffen. ‚Sie nutzen alle ähnliche Recherche- und Präsentationstechniken‘, sagt Kramer. 400 Journalisten und Autoren folgten seiner Einladung. Sie sprachen darüber, wie man die objektive Berichterstattung um erzählende Formen bereichern und erweitern könne. Mit den Mitteln des Nachrichtenjournalismus und seiner künstlichen Nachrichtensprache, argumentierten sie, sei die ‚wirkliche Realität‘ nicht zu beschreiben.

Sie plädierten für Formen, die ‚authentische, persönliche und facettenreiche Erfahrung‘ zur Sprache bringen – Formen des erzählenden Journalismus. Im deutschen Sprachraum rechnet

man sie zur Kunstform der Reportage (im Englischen gehört der Begriff des ‚Reporting‘ zum Nachrichtenjournalismus).

Inzwischen ist aus dem ‚Narrative Train‘ eine jährlich stattfindende Konferenz hervorgegangen, die größte und wichtigste des erzählenden Journalismus auf dem amerikanischen Kontinent. Zu der diesjährigen Tagung werden im November mehr als 1.200 Teilnehmer an der Harvard University in Boston erwartet.

Seit 2001 ist Kramer Direktor des ‚Nieman Program on Narrative Journalism‘, das von Bob Giles, Kurator der ‚Nieman Foundation for Journalism‘, ins Leben gerufen wurde. Die Nieman Foundation hat ihren Sitz in Harvard und ist eine der renommiertesten Journalismus-Stiftungen Amerikas; 63 ihrer Ehemaligen wurden mit dem berühmten Pulitzer-Preis ausgezeichnet; rund 500 Bücher haben ihre Mitglieder schon veröffentlicht. (...)

Als Forum wurde die Internetseite www.narrativedigest.org eingerichtet, auf der sich viele beispielhafte Texte finden. Das ‚Narrative Program‘ gibt zudem verschiedene Publikationen heraus; im kommenden Februar etwa wird der Sammelband ‚Telling True Stories: a nonfiction writers' guide from the Nieman Foundation at Harvard University‘ erscheinen. Und gleich noch ein zweiter Exkurs, der verstehen hilft, was die amerikanischen Reporter umtreibt: Gründungsdirektor Mark Kramer über die Frage „What is narrative?“

„At a minimum, narrative denotes writing with (A) set scenes, (B) characters, (C) action that unfolds over time, (D) the interpretable voice of a teller — a narrator with a somewhat discernable personality — and (E) some sense of relationship to the reader, viewer or listener, which, all arrayed, (F) lead the audience toward a point, realization or destination.

To comment on each of these:

(A) Set Scenes: Lots of unpracticed narrative writing simply is haphazard or naive about painting physical location: Objects fly about, are near and far, we're inside and outside. I call it "Chagall-like description." Narrative — engaging narrative — sets the reader down in a scene.

(B) Characters: The standard news-voice is the voice of a beneficent bureaucracy — the speech of informative sentinels on the walls of the city, issuing heads-ups to citizens ("A fire yesterday at 145 Elm St. destroyed . . . damage is estimated at . . ."). It is a voice that eschews investigations of character. In the world of news-voice, people are citizens, not characters, and they have "civic traits": addresses, ages, arrest records, voting district and precinct locations, official hospital conditions and military statuses. Narrative is about people doing stuff and, to some extent and in the right places, must reach past civic traits if it is to cover real folks' real stories well.

(C) Action that unfolds over time: This is the very essence of narrative construction: the I-beams of narrative on which all else leans. Action also offers a nontopical way of organizing material — arraying it chronologically as it's experienced by a character in a setting, crossing outline categories but following experiential ones.

(D) Voice: Most narrative articles, books and documentaries represent a sensible truce in the struggle between chronological and topical organizational principles. This is possible only (1) if readers, viewers or listeners are so engaged by the strong voice of the teller that . . .

(E) Relationship with audience: . . . they willingly follow the teller through unset topical digressions, shift gladly and interestedly to other settings and characters and back; and (2) if readers then start assembling in mind a sequence of subtextual comprehensions that works toward their engineered discovery that . . .

(F) Destination:

. . . the story has a theme, purpose, reason, destination and that it's worthwhile to ingest.

--- schnipp ---

Mark Kramer ist fort, nun leitet Constance Hale die Nieman-Konferenz. Hale ist klein, gedrungen und sehr resolut, sie hat unter anderem bei „Wired“ gearbeitet und zwei in den USA gern gelesene Stil-Bibeln geschrieben „Sin and Syntax“ und „Wired Style“. Sie hat umgesteuert, das Motto der diesjährigen Nieman-Konferenz zeigt es : „Storytelling in Many Voices, Many Media“. Also Öffnung zur digitalen Welt, Einbeziehung jener Pioniere, die im Internet versuchen, was im Printjournalismus schon lange etabliert ist: Geschichten zu erzählen, sei es als Multimedia-Feature oder als Audio-Slideshow oder Mini-Internet-Doku-Film. Oder eine Kombination aus all dem. Rund die Hälfte der Vorträge handelte vom Erzählen in digitalen Formaten.

Ist das Konzept aufgegangen? Ich wage es nicht zu beurteilen, ich habe leider nur eines der „neuen“ Seminare besuchen können, das von Josh Benton. Aber urteilen Sie selbst, das Reporter-Forum wird alle Vorträge auf seiner Website als MP3-Download verfügbar machen. Denn zu meiner Schande muss ich gestehen, ein Drittel der Konferenz verpasst zu haben. Ich wollte morgens um sechs über Amsterdam nach Boston fliegen und wäre dort pünktlich zu Konferenzbeginn mittags angekommen. Doch wenige Stunden zuvor, es muss gegen ein Uhr nachts gewesen sein, reißt mich ein Herr aus Bangalore aus dem Tiefschlaf; mein Flug sei storniert, ich müsse um 11 Uhr abfliegen. Und kam exakt an, als die Veranstaltungen des ersten Tages zu Ende gingen.

Meine Kollegin Johanna Wieland war pünktlich, von ihr weiß ich, dass der einleitende Vortrag von John Hockenberry, „Avatars and Truth“, „Sequencing“ von Tom French und „Carving out Character“, von Lane De Gregory und Mike Wilson von Gewinn sind; auch sie seien zum Anhören empfohlen.

--- schnipp ---

„Popp, popp, popp machte es“, sagt Anne Hull, Reporterin bei der Washington Post, „im Minutentakt poppten E-Mails auf meinem Rechner auf.“ Nie zuvor habe sie so etwas erlebt, nie zuvor sei eine ihrer Reportagen mit einer derartigen Wucht eingeschlagen. Gemeinsam mit ihrer Kollegin Dana Priest hatte sie aufgedeckt, dass das beste Krankenhaus der US-Armee ein einziges schäbiges, unterfinanziertes, mit Kakerlaken infiziertes Chaos ist; dass in diesem Walter Reed Army Medical Center in Washington die Hoffnung auf Heilung systematisch enttäuscht wird, ja, dass dort Verwundete gestorben sind, weil sie falsch behandelt wurden.

Ein riesiger Saal, 800 Zuhörer, auf dem Podium die beiden Reporterinnen der Washington Post, die, ganz klassisch, erzählen, wie sie es gemacht haben. Wie man es macht. Sich drei Monate unentdeckt auf dem Krankenhaus-Gelände herumtreiben. Geduld haben.

Herumhängen, bis man versteht, was passiert. Bis der Elefant, von dem anfangs nur ein winziges Stück Haut erkennbar ist, als Ganzes sichtbar wird. Gesprächspartner finden und sich diesen offenbaren, hoffend, dass sie einen nicht verpfeifen. Diese Gesprächspartner irgendwann fragen, ob sie bereit wären, mit vollem Namen zitiert zu werden, „always a nervebreaking question“.

Die endlose Suche nach Details, ohne die eine Reportage nicht fliegen kann, und der Lohn dieser Suche: Einen Soldaten treffen, der so verwirrt ist, dass man ein rotes Band an seiner Flurtür befestigt hat, damit er sie wiederfindet – und der sich selbständig Dutzende verschiedener Pillen verabreichen muss.

Als die beiden Reportagen „Soldiers Face Neglect, Frustration at Army’s Top Medical Facility“ und „The Hotel Aftermath“ im Februar 2007 erschienen (man kann sie auf der Website der Washington Post nachlesen), lösten sie einen Skandal aus. Inzwischen, einige Wochen nach der Nieman-Konferenz, haben Hull und Priest für ihre Arbeit den Pulitzer-Preis erhalten.

--- schnipp ---

Später am Tag wieder kleine Arbeitsrunden, unter anderem: die „Craft Round Robin“ (keine Ahnung, was der Name bedeutet). Jeweils zwölf Teilnehmer sitzen um einen runden Tisch, drei Mal kommt je 45 Minuten ein Referent mit einer Übung zu ihnen, zack auf zack geht das und macht großen Spaß, kurzweilige Journalistenschule.

Übung eins: Tom French, einer der populärsten amerikanischen Reporter, zerlegt mit uns „Romeo und Julia“ in elf Sequenzen, gemeinsam setzen wir sie immer wieder neu zusammen, überlegen, wie man diese Geschichte noch erzählen könnte, aus welcher Perspektive, mit welchem Einstieg, mit welchen Konsequenzen. Führt uns vor, immer wieder belegt durch Hollywood-Filme, welche klassischen Strukturen verwendet werden, um eine Geschichte zu erzählen. Wie es der Film „Titanic“ etwa schafft, den „Romeo und Julia“-Stoff neu zu erzählen, allerdings mit einem Twist, konzentriert auf die Frage: Wird Romeo überleben? Für Thomas French ist sorgfältiges Strukturieren, englisch „sequencing“, eine der wichtigsten Aufgaben des Reporters. Er rät: „Frag dich immer wieder: Was ist meine Geschichte? Was will ich erzählen? Und wähle dann die einfachst-mögliche Struktur.“

Noch einen lustigen Satz hat French gesagt: „Sobald in einer Reportage der Experte auftaucht, höre ich auf zu lesen.“

Übung zwei, Sprachübungen, oder besser: -wettbewerbe, denn die Gewinner werden mit Buchpreisen belohnt: Unter anderem sollen wir Synonyme finden, für „essen“ und „gehen“. Eine Übung, die mich als Ausländer klar benachteiligt: Den besten am Tisch fallen je 25 Synonyme ein, mir gerade mal drei.

Übung drei, eine Porträtübung: Jeder hat 7 Minuten Zeit, seinen Nachbarn zu interviewen, dann wird er von ihm interviewt, dann müssen wir den anderen in einem Absatz porträtieren, in weiteren 7 Minuten, unter Verwendung des „besten Details“.

Ich treffe auf den 57 Jahre alten Journalismuslehrer Michael J. Grinfeld, der seit 7 Jahren im „stockkonservativen“ Missouri leben muss und dagegen mit seinem kalifornischen Nummernschild protestiert, das auszutauschen er sich weigert; der ein Buch über seine Familie schreiben möchte, um seine Schuldgefühle zu tilgen. Die jüdischen Verwandten seines Vaters wurden von den Nazis ausgelöscht, er, Michael, kennt nicht einmal ihre Namen, nie hat er seinen Vater gefragt, als der noch lebte, immer haben sie nur gestritten. „Und ich werde den Gedanken nicht los, dass ich diese Verwandten retten kann, wenn ich sie erinnere.“ Was man alles in sieben Minuten herausbekommt. Ich gestehe: Ich habe sehr direkt gefragt. Professor Grinfeld war diskreter. Ich hätte ihm alles Mögliche erzählt. Er hat aber nicht danach gefragt.

Zwei gute Tipps der Referentin: Weil es oft heikel ist, Menschen äußerlich zu beschreiben, bitte man sie doch einfach, das selbst zu tun, sich selbst zu beschreiben. Und: Fragen stellen nach dem GOAL-Prinzip führt meist sehr weit. GOAL steht für „goals, achievements, obstacles, lessons learned“.

--- schnipp ---

Alex Kotlowitz sieht nicht nur aus wie Alexander Smoltczyk, er erinnert auch sonst an ihn: ein leiser Mensch, ein geduldiger Zuhörer. Kotlowitz sprach denn auch über „Empathie“, oder: Wie man Nähe herstellt zu seinen Gesprächspartnern. Das geschieht, natürlich, mittels geduldiger, teilnehmender Beobachtung.

Kotlowitz ist bekannt geworden mit einem Buch „There are no children here“. Zwei Jahre lang hat er zwei Jungen begleitet, die in einer Sozialwohnungs-Siedlung in Chicago aufwachsen, die geprägt ist von Gewalt und Vernachlässigung. Das Buch wurde ein Bestseller und später verfilmt. Anfangs, erzählt Kotlowitz, hat er stets auf das für ihn Exotische geachtet – und danach gefragt: die Gewalt. Immer wieder, obwohl seine beiden Protagonisten, die

neunjährigen Lafayette und Pharoah, über ganz andere Dinge reden wollten. Schulprobleme etwa.

Kotlowitz: „Ich war ein schlechter Zuhörer“.

Die Gewalt in der Siedlung, die Angst der Jungen hat er dann später am eigenen Leib erfahren. Er merkte, wie sehr sich einer der Jungen fürchtete, nach oben zu gehen, nach Hause, hinauf durch ein stockdunkles Treppenhaus. Kotlowitz hat ihn begleitet, fühlte die Angst, begriff, was es heißt, dort zu leben. Ohne aufdringliche Fragen, das Gegenteil von Empathie.

„Gutes Zuhören ist aktives Zuhören“, sagt Kotlowitz, „ist: Sich immer wieder in die Position des anderen zu versetzen. Zu versuchen, in seine Haut zu schlüpfen.“

Und fragt, rhetorisch: „Was ist die Geschichte? Die Geschichte ist die, die ich gerade auf meiner Recherche erlebe. Das muss ich beschreiben.“

Womit wir, in gewisser Weise, wieder bei Josh Benton wären.

--- schnipp ---

Am Montagmorgen war ich dann rechtzeitig um 9 Uhr wieder in Hamburg. Eigentlich hatte ich direkt zur Arbeit gehen wollen. Was für ein Unsinn: Ich bin schnurstracks ins Bett.